

„Der Tod forderte seinen Teil von mir“

Der Bildhauer Peter Lipman-Wulf, geboren 1905 in Berlin, überlebte in Frankreich und der Schweiz das Nazi-Regime. In seinem Nachlass im Archiv des New Yorker Leo Baeck Instituts fand die kurdisch-deutsche Romanautorin Karosh Taha den Stoff für eine Geschichte von Flucht, Exil, Liebe und Kunst im 20. Jahrhundert, die sie mit Lipman-Wulfs eigenen Worten erzählt.

VON KAROSH TAHA

Es war die Sensibilität von Peter Lipman-Wulf, die ihn gerettet haben wird. Seine Sprache und Bilder legen Zeugnis davon ab. Wulf schrieb über seine Einsamkeit als „einsam liegend“. Er haute Stein, und lernte das Holz schnitzen, denn: „Unser ist eine Welt von Vorstellungen.“ Später schreibt er über seinen Werdegang als Künstler, über sein empfindsames Auge als Knabe. Im Atelier der Mutter erkannte er als Kind, dass sich „aus Fleisch und Blut, Farbe und Licht nachahmend ein Abbild schaffen ließ. So bildete sie (die Mutter) in grauem Ton, wie in einer Übersetzung, die Natur nach.“

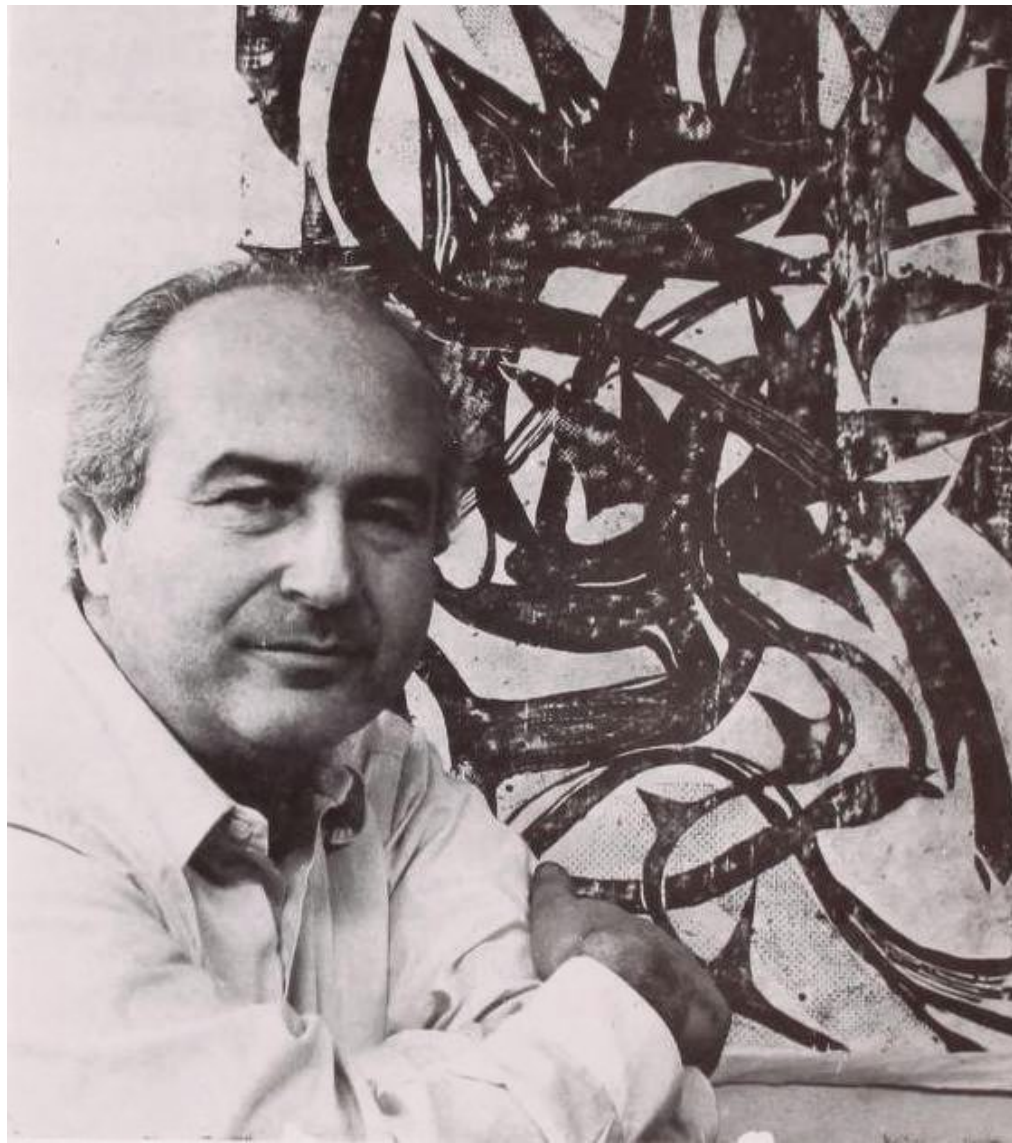
Im Atelier der Mutter bleibt die Erinnerung an die „komplizierten Falten“, an „sorgfältig zusammengestellte Schalen, Vasen, Porzellane“ mit „rasch hingeworfenen Stoffen“. Bis in die Ziegelöfen verfolgte ihn die Bedeutung der Komposition: „der Gegensatz der einfachen Formen“ von Äpfeln mit den Hohlkörpern, in denen sie lagen. „Ich erinnere mich noch lebhaft an die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies.“ Die Erinnerung an „Gott mit einer unerklärlichen Armlosigkeit“ konnte nur in Stein gehauen werden. Viele religiöse Motive sind Teil seiner Arbeit. Bereits in der Kindheit war die Erkenntnis der Sprachlosigkeit, das Empfinden einer Ermanglung von Sprache da. Ein starker Drang, „zwischen sich und der Realität etwas einzuschleiben, eine persönliche

Welt, damit die Realität durch das Medium der eigenen Schöpfungen gesehen und gelebt wird“, schreibt er über einen anderen Künstler und könnte sich gemeint haben.

Da waren diese Lehrjahre in Bayern: „Man war sehr jüdenfeindlich in dieser Zeit. Als wir in entlegene und schwer zugängliche Orte wanderten, wurde es uns zu unserem Schrecken klar: Nazis hatten das gesamte Hinterland mit einer phantastischen Organisation durchzogen. Jedes kleinste Dorf hatte eine Parteizelle und überall waren Glaskästen mit den Hasszeitungen angebracht.“ Und im Norden des Landes: hatten Nazis einen expressionistisch verzerrten Christus aus Holz aus einer Lübecker Kirche herausgerissen „und den abgetrennten Kopf in einem Weiher versenkt“. Es war grotesk und traurig: „Ich hatte Angst.“ Wenn sie selbst den Sohn Gottes noch einmal töten würden, was werden sie dann mit uns machen, könnte er gedacht haben. Die Stirn blutete auch ohne Dornenkrone.

Wie aus einer fernen Zukunft gab es diese Mahnung: „Es ist möglich, Menschen schlimmer als Vieh zu behandeln und auf Unschuldige sinnlos einzuschlagen.“ Eine weitere Mahnung aus seiner Gegenwart in einem Winter des Jahres 1921 in München: „Nach einem zutiefst genossenen Besuch in der Pinakothek machte ich halt vor einem aufleuchtenden roten Plakat der jungen Nazipartei und auf mich fielen die Hass-strotzenden Worte wie Keulenschläge.“

Wulf ist wachsam, begleitet von einem „Hang, einmal später über die Alpen zu ziehen“. Aber es kommen die 1930er und damit „die große Angst, dass alles bald völlig vorbei sein würde“. Deswegen flieht er mit seiner Frau. Die Ankunft in Paris war bitter: „Wir wurden um unser gesamtes Geld betrogen, wir waren Ertrinkende.“ In Paris findet er eine Gemeinschaft aus Künstlern, er interessiert sich für religiöse Szenen: „Und es verging nur eine kurze Zeit, bis ein neuer großer Prophet sein Haupt bis zu der hohen Decke des Pariser Ateli-



„Wir waren Ertrinkende“: Peter Lipman-Wulf floh in den 1930er-Jahren mit seiner Frau nach Paris. Das Foto stammt aus einem Katalog mit seinen Werken.

ers rechte und dann, in Stücken auseinandergenommen, in eine Ausstellung“ gebracht. Christus aus Nussbaumholz figuriert „alle meine Ängste und die große Furcht, die in mir seit Ausbruch der Verfolgung lebendig war. Dreimal ist sein vom Schmerz entstelltes Gesicht von der Dornenkrone beinahe erdrückt und zerrissen. Er sieht weder die brutalen Henker noch das teilnahmsvolle Gesicht der bedauernden Hintergründfiguren. In der Begegnung mit Veronika ist er ein Mensch, der als Kreatur zur Kreatur sieht und den Trost empfängt, den der Leidende empfangen kann, bevor sein Auge endlich bricht.“

Sechs Jahre in Paris, die von großer Schönheit gewesen

„Stolpertexte“

Diese Geschichte entstammt der Reihe „Stolpertexte“ des Leo Baeck Instituts – New York/Berlin. Unter diesem Titel haben deutschsprachige AutorInnen literarische Texte über Schicksale von Jüdinnen und Juden im Nationalsozialismus geschrieben, deren Lebenszeugnisse das Leo-Baeck-Institut seit 1955 sammelt und zugänglich macht.

sind, können die „abdruckartige Stimmung“ nicht auflösen. Die Umstände sind zu erdrückend, auch wenn die Menschen freier gewesen sind, die Angst begleitet sie. Seine Arbeit

wird vom Kriegsausbruch unterbrochen, er flieht in den Süden des Landes. „Mir wurde meine Situation als Flüchtling, als ehemaliger oder noch Deutscher und als Jude klar. Der Tod forderte seinen Teil von mir, und ich begann zu leben.“ In Südfrankreich ist er überwältigt von der Schönheit der Landschaften als schiefe Parallele zu den grässlichen Ereignissen in Deutschland: „Dort in absoluter Einfachheit, zeichneten sich verkohlte, halbverbrannte Baumleichen gegen die leuchtenden Farben des verwitterten, stark roten Gesteins.“ Denke an den „Gebrauch von aufgeregten tiefen Falten“. Denke „an den schimmernd grünen See, der eine Vorbereitung für alles Schwe-

re, das da bald kommen sollte, war“. Dann gibt es noch eine grässliche Parallele, die Freiwilligkeit in einen Ofen zu steigen, um sich zu wärmen: „Um der überall hindrängenden Kälte zu entgehen, hatten wir uns in den großen gewölbten Öfen zurückziehen müssen, in denen früher die Ziegel gebrannt wurden. Dort waren wir umgeben von ungebrannten Tonziegeln, die durch ihre gelbe Farbe zwar sehr hübsch, aber sehr zerbrechlich waren.“ Mit dem gelben Staub der zerbröckelnden Ziegel erschaffen sie Kunstwerke, als bauten sie an einer neuen Welt.

Im wackeligen Radio waren „unheilvolle“ Nachrichten. „Meine Eltern zogen den Freitod im Bett der Vernichtung und Deportierung vor, die Schwiegereltern meines Bruders waren um diese Zeit aus Paris deportiert worden und verschollen. Der Ausbruch des neuen Völkermordens schien nur noch eine Sache von Stunden oder Tagen. Wie ich dort oben einsam in den Bergen stand, die Landschaft betrachtend, die wie eine Vision von Schönheit sprach, mit ihren kühn brennenden Farben und gewaltigen Formen, eine Sprache des Trostes, sah ich eine völlige Ausweglosigkeit: Man war für die Franzosen ein Deutscher und für die Deutschen ein Untermensch, der höchstens Vernichtungswert besaß. Ein Verfolgungsobjekt für alle Seiten.“

Bei der Rückreise nach Paris zitterten die Finger, als hätte man die Pässe verloren und tatsächlich: „Bei der Aufregung der Grenzüberschreitung verloren wir unsere Pässe. Die Angst, diese völlig ungeheilte und kranke Angst vor Ausweispapieren und Polizei“, teilte sich in allen Bewegungen, und die Angst, festgenommen zu werden und in einen Zug gesteckt zu werden. Zu lange den Himmel betrachten erinnerte daran: Nur eine „Haarebreite hatte mich von Millionen getrennt, die den Tod in der Gaskammer fanden. Nach Deutschland wollte ich unter keinen Umständen zurückkehren. Ich war dazu nicht seelisch fähig.“

IN KÜRZE

„Chantal“ ist auf Rekordkurs

Der „Fack ju Göhte“-Ableger „Chantal im Märchenland“ knüpft an den Erfolg der Vorgängerkomödien an. Die Komödie, in der Jella Haase wieder in ihrer Rolle als Kult-Göre Chantal zu sehen ist, hat nach Angaben von Media Control den bislang besten Kinostart des Jahres hingelegt. Mehr als 667 000 Besucher hatte der Film demnach schon an seinem ersten Wochenende – und damit mehr als „Dune: Teil 2“ (rund 608 000) und der in diesem Jahr bislang drittplatzierte „Kung Fu Panda 4“, den am ersten Kinowochenende knapp 289 000 Menschen sehen wollten. In „Chantal im Märchenland“ muss Chantal in einer frauenfeindlichen Märchenwelt für Gerechtigkeit sorgen. „Chantal im Märchenland“ stammt – wie auch schon die „Fack ju Göhte“-Reihe – von Bora Dagtekin. dpa

James Blunt und sein Hit

Dem britischen Sänger James Blunt macht es offenbar nichts aus, nur auf einen Hit reduziert zu werden. „Reicht ein Hit nicht aus? Scheiße, Mann, das tut er“, sagte der 50-Jährige der „Zeit“. „Es gibt vermutlich nicht sehr viele Leute in Deutschland, die ‚You’re beautiful‘ nicht kennen. Es gibt auch nicht viele Leute in Singapur oder Thailand oder Vietnam, die diesen Song nicht kennen. Es wäre gierig, damit nicht zufrieden zu sein.“ Der Song findet sich auf Blunts Debüt, „Back to Bedlam“ und wurde 2005 als Single ausgekoppelt. Die meisten Journalisten, die ihn zu „You’re beautiful“ befragten, stünden ihm „eher negativ gegenüber“, sagte Blunt. Bis heute hat Blunt sieben Alben veröffentlicht – zuletzt „Who we used to be“. dpa

Trauer um Maryse Condé

Die Schriftstellerin Maryse Condé, 1934 auf Guadeloupe geboren, ist im Alter von 90 Jahren gestorben. Sie hat sich in ihrem Schreiben stets kritisch mit Rassismus und dem Schicksal der schwarzen Bevölkerung in der Karibik auseinandergesetzt. Dafür erhielt die Autorin zahlreiche Preise, etwa 2018 jenen, der in Schweden als Alternative zum Literaturnobelpreis vergeben wird. In Deutschland ist Condé unter anderem für ihren Roman „Ich, Tituba, die schwarze Hexe von Salem“ bekannt sowie für „Segu. Die Mauern aus Lehm“. Darin beschreibt sie auf grausame, aber gleichzeitig sinnliche Weise die Konflikte zwischen verschiedenen Kulturen, Sprachen und Riten. dpa



Karosh Taha, deutsch-kurdische Romanautorin, sichtet den Nachlass von Peter Lipman-Wulf. HAVIN AL-SINDY



Mit zunehmendem Antisemitismus wurde Peter Lipman-Wulf in Bayern konfrontiert, hier sein Tagebuch von 1917. LBI



„Nach Deutschland wollte ich unter keinen Umständen zurück“: italienischer Ausweis von Peter Lipman-Wulf. LBI



„Heimat ist etwas Selbstverständliches“

ANZEIGE

Astrid Pellengahr ist eine Managerin der besonderen Art. Eine, die stets Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Blick hat. Ihr Arbeitsalltag dreht sich um all das, was die Region ausmacht: um Geschichte in all ihren Facetten, um Bräuche und Traditionen. Pellengahr ist Bezirksheimatpflegerin beim Bezirk Oberbayern. Aber nicht nur das: Sie leitet dort zudem die Kulturabteilung. In dieser Doppelfunktion punktet die 56-Jährige mit viel beruflicher Erfahrung und Herzblut für ihr Metier.

Die promovierte Kulturwissenschaftlerin und Volkskundlerin leitet unter anderem das Stadtmuseum Kaufbeuren. „Ein hoch spannendes Projekt“, sagt sie rückblickend. Außerdem war Pellengahr einige Zeit lang Direktorin des Fischerei- und Jagdmuseums in München. Von 2014 bis 2019 leitete sie die Landesstelle für die nicht staatlichen Museen in Bayern.



Astrid Pellengahr ist Bezirksheimatpflegerin und Kulturamtsleiterin. Foto: Achim Schmidt

Anschließend war sie drei Jahre lang Direktorin des Landesmuseums Württemberg in Stuttgart. „Für mich ging es in dieser Zeit vor allem darum, sowohl die Landesstelle als auch das Landesmuseum zukunftsfähig zu machen und entsprechende Strategien zu erarbeiten“, schildert Pellengahr. Dadurch sei sie auch immer mehr zur Führungskraft geworden. Schließlich zog es Pellengahr zurück nach München, zum einen, weil dort ihre Familie und Freunde leben, und zum anderen, weil beim Bezirk Oberbayern große neue Aufgaben auf sie warteten. Seit April 2023 tut sie dort alles dafür, dass Kunst und Kultur florieren, dass alte und neue Schätze bewahrt werden. „Wir haben uns einen offenen, zeitgemäßen und diskursiven Heimatbegriff auf die Fahnen geschrieben“, erklärt Pellengahr. In einer modernen Gesell-

schaft sei es normal, dass Menschen mehr als nur eine Heimat haben. Manchmal entstehe der Eindruck, dass der Begriff problematisch sei. „Aber eigentlich ist Heimat etwas Selbstverständliches, etwas, das jeder von uns auf seine Weise im Herzen trägt“, gibt sie zu bedenken. Zu Pellengahrs Abteilung gehören mehrere Museen sowie Einrichtungen wie etwa das Zentrum für Trachtengewand in Benediktbeuern. Eines ihrer Ziele sei, gute Bedingungen zu schaffen, dass Menschen sich mit der Heimat befassen und ihre Traditionen pflegen können. Lesen Sie mehr dazu im neuen Magazin MEIN MÜNCHEN 2024. Erhältlich ist es im Pressehaus (Bayerstr. 57), im Zeitschriften-, Buchhandel, bei Hugendubel, sowie unter www.bavariashop.de und unter www.amazon.de. BWE